

Frauenvorträge an der
FernUniversität

39

**Schriftstellerinnen und die deutsche
Einheit: Leben ohne Utopie**

Gisela Shaw

Prof. Dr. Gisela Shaw, University of the West of England, Bristol:

Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 13.05.2002.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2002

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

1 Gisela Shaw

2 Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie

2.1 Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 13.05.2002

3	1	Gesellschaftsgeschichtlicher Kontext	S. 1
4	2	Die 4 Autorinnen: gemeinsame Generationserfahrungen	S. 4
	2.1	Ruth Rehmann	S. 5
	2.2	Helga Königsdorf	S. 6
	2.3	Monika Maron	S. 7
	2.4	Brigitte Burmeister	S. 8
5	3	Vier Texte	S. 10
	3.1	Ruth Rehmann, Unterwegs in fremden Träumen (1993)	S. 10
	3.2	Helga Königsdorf, Gleich neben Afrika (1992)	S. 12
	3.3	Monika Maron, Animal triste (1996)	S. 14
	3.4	Helga Burmeister, Unter dem Namen Norma (1994)	S. 17
6	4	Abschließende Beobachtungen	S. 19
5		Literaturverzeichnis	S. 21

1 Gesellschaftsgeschichtlicher Kontext

Genau sechzig Jahre vor dem Ende der DDR, zu Beginn der Weltwirtschaftskrise und sich rapide verschärfender wirtschaftlicher, sozialer und politischer Gegensätze in Deutschland, legte der Soziologe Karl Mannheim sein grundlegendes Werk *Ideologie und Utopie* vor.¹ In dem zweiten, dem utopischen Bewusstsein gewidmeten Teil ging es ihm darum, „die Bedeutung des utopischen Elementes für unser Denken und Erleben aufzuklären“ (3). Utopien, so seine Definition, unterscheiden sich von bloßen ideologischen Wunschbildern dadurch, dass sie konkrete Auswirkungen auf das Handeln der Menschen haben. Für seine eigene Zeit diagnostiziert er ein „Verschwinden des Utopischen“ (242-43), eine „Spannungslosigkeit“ (244), indem Politik auf Ökonomie reduziert, die „Totalsicht“ zugunsten technischer Einzelaspekte aufgegeben und Kreativität durch Wiederholung des Gleichen ersetzt werde. Seine Abhandlung endet mit einer alpträumhaften Vision einer zukünftigen Welt ohne Utopien, einer Welt, „die gleichsam mit sich fertig geworden ist und sich stets nur reproduziert“:

„Das Verschwinden der Utopie bringt eine statische Sachlichkeit zustande, in der der Mensch selbst zur Sache wird. Es entstünde die größte Paradoxie, die denkbar ist, daß nämlich der Mensch der rationalsten Sachbeherrschung zum Menschen der Triebe wird, daß der Mensch, der ... die höchste Stufe der Bewußtheit erreicht hat -- in der bereits Geschichte nicht blindes Schicksal, sondern eigene Schöpfung wird --, mit dem Aufgeben der ... Utopie den Willen zur Geschichte und damit den Blick in die Geschichte verliert (249-250).“

Viele Schriftsteller der ehemaligen DDR hätten sich bei deren Untergang ohne Schwierigkeiten mit dieser Analyse identifizieren können. Immerhin war ihre persönliche und berufliche Identität in vielen Fällen aufs Engste verknüpft gewesen mit einer Utopie: der Utopie von einer klassenlosen und ausbeutungsfreien Gesellschaft, in der das Interesse des einzelnen und das Interesse des Kollektivs identisch sind und dem Individuum die Möglichkeit zu freier Entfaltung gesichert ist. Auf dieser Utopie war 1949 die sozialistische Gesellschaftsordnung der DDR errichtet worden. Auf Grund dieser Utopie war es der Partei gelungen, viele Intellektuelle und Schriftsteller an diesen zweiten deutschen Staat zu binden. Offizieller Auftrag der Schriftsteller war es gewesen, in ihren Werken diese utopische Perspektive der grauen und problembeladenen Wirklichkeit entgegenzustellen. Was letztlich den Ausschlag für ihre Bereitwilligkeit zur Kooperation gab, war jedoch, dass die Partei ganz bewusst und mit großer

¹ Friedrich Cohen, Bonn, 1929

Konsequenz den Kommunismus als die einzige Alternative zum Faschismus darstellte. Und wer gerade dem Horror des Faschismus entflohen war, sei es als Opfer, sei es als Mitläufer oder gar als (inzwischen bekehrter) Täter, war blind für den Kurzschluss, der dieser Gleichsetzung zu Grunde lag. Wer wollte schon dem Faschismus das Wort reden? Die große Sache ging vor. Der Zweck heiligte die Mittel.

Das galt für die ältere Generation der Schriftsteller, die nach Kriegsende aus dem Exil zurückkehrten und sich für die DDR entschieden (Bert Brecht, Heinrich Mann, Anna Seghers etc). Und das galt für die sogenannte „mittlere Generation“, Männer wie Frauen, also gerade die Generation, deren Bücher seit den siebziger Jahren auch im Westen auf breiteres Interesse stießen. Das Erwachsenwerden dieser Generation war mit der Entstehung der DDR zusammengefallen. Die DDR war ihr Land. AutorInnen wie Christa Wolf, Franz Fühmann und Volker Braun akzeptierten und verinnerlichteten den Parteauftrag, mit ihrem Schreiben aktiv zum Gelingen des gesellschaftlichen Experiments des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft beizutragen. Mit diesem Auftrag verloren sie die innere Freiheit, die Abstand, Kritik und selbständige Entscheidungen ermöglichte. Die DDR-Gesellschaft, die Partei (symbolisiert durch ‚Väterchen Stalin‘) wurden zu Vorbildern, zu Ersatzeltern, da die eigenen Eltern zu eng mit dem Faschismus liiert gewesen waren oder zumindest von ihren Kindern so gesehen wurden.

Christa Wolf (geb. 1929), bis zuletzt die Leitfigur dieser Generation, bot in einem Interview von 1987/88 folgende Analyse der psychologischen Situation ihrer Generation:²

„Als wir fünfzehn, sechzehn waren, mußten wir uns unter dem niederschmetternden Eindruck der ganzen Wahrheit über den deutschen Faschismus von denen abstoßen, die in diesen zwölf Jahren nach unserer Meinung durch Dabeisein, Mitmachen, Schweigen, schuldig geworden waren. Wir mußten diejenigen entdecken, die Opfer geworden waren, diejenigen, die Widerstand geleistet hatten. Wir mußten es lernen, uns in sie einzufühlen. Identifizieren konnten wir uns natürlich auch mit ihnen nicht, dazu hatten wir kein Recht. Das heißt, als wir sechzehn waren, konnten wir uns mit niemandem identifizieren. ... Uns wurde dann ein verlockendes Angebot gemacht: Ihr könnt, hieß es, eure mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe an dieser nationalen Schuld loswerden oder abtragen, indem ihr aktiv am Aufbau der neuen Gesellschaft teilnehmt, die das genaue Gegenteil, die einzig radikale Alternative zum verbrecherischen System des

² „Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk“, in *Im Dialog. Aktuelle Texte*, Luchterhand, Frankfurt/Main, April 1990, 29-30

Nationalsozialismus darstellt. ... Dazu kam die enge Beziehung zu Kommunisten, Antifaschisten ... Natürlich übernahmen sie eine Vorbildrolle, es bildete sich ein Lehrer-Schüler-Verhältnis heraus. ... ich glaube, auf die Dauer hat es beiden Teilen nicht gut getan. ... Wir damals Jungen waren zu lange in Vater-Sohn-, Mutter-Tochter-Beziehungen eingebunden, die es uns schwer machten, mündig zu werden. Ich glaube, viele meiner Generation haben sich nie richtig davon erholt.“

Bei den ein Jahrzehnt später Geborenen wie Volker Braun und Helga Königsdorf (geb. 1939 bzw. 1938), war das eigene Schuldgefühl zwar inzwischen etwas gewichen, geblieben waren aber das Schreckgespenst des Faschismus, zu dem es nur eine Alternative -- den Kommunismus -- zu geben schien, sowie eng damit verknüpft die innere Abhängigkeit und fehlende Selbstbestimmung. Volker Braun kennzeichnete die Situation seiner Generation so³:

„... ich wuchs, ohne Vater, unter Brüdern auf. Unsere Erzieherin aber -- die Gesellschaft, streng sorgend. Eine andere Moral im Schild: wir sollten nicht verkommen wie die Fähnleinführer. Sie hat uns in ihre Obhut genommen, Gouvernante, die uns ihre Liebe verbarg. Sie hat uns ferngehalten von der harten Welt. Die Schule -- nicht das Leben. Der Glaube -- nicht die Widersprüche. Das Kollektiv -- nicht die Gemeinsamkeit. ... Wir sollten rein bleiben, Muttersöhnchen des Sozialismus. Sie hat uns wie Kinder gehalten, als wir längst Männer werden wollten. Das muß zu einem Aufbegehren führen ...“

Meist behielt jedoch die ideologische Loyalität das Übergewicht über den Wunsch aufzubegehren, sogar dann, als die Verzweiflung über das Auseinanderklaffen von Utopie und gesellschaftlicher Realität für viele unerträglich zu werden schien. Mitte der siebziger Jahre, als ein zweiter großer Exodus der DDR-Schriftsteller in den Westen die Reihen der (bewusst) Zurückgebliebenen stark gelichtet hatte, mehrten sich die Darstellungen von Endzeiten und Untergängen in der DDR-Literatur. Aber nur wenige, darunter vor allem Franz Fühmann, stellten sich dem Gedanken des totalen Scheiterns der Utopie. Die meisten hielten allen gegenteiligen Beweisen zum Trotz an der Hoffnung auf eine mögliche Änderung fest. Das Aufgeben der Hoffnung hätte sie Selbstverständnis und Schreibmotivation gekostet.

Die Ereignisse im Herbst 1989 schienen den noch Hoffenden Recht zu geben. Für einen kurzen historischen Augenblick schien tatsächlich eine Chance gekommen, dem so lange er-

³ „Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität“, in *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften*, Philipp Reclam, Leipzig, 1983, 97

träumten „wahren“ Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen, Utopie und Wirklichkeit in Deckungsgleichheit zu bringen.

Mit den letzten DDR-Wahlen im März 1990, der Einführung der D-Mark im Sommer 1990 sowie den verschiedenen Staatsverträgen waren alle politischen und wirtschaftlichen Würfel gefallen, und diese kurze Aufbruchphase wurde ihrerseits Geschichte. Die Zukunft, bei aller Ungewissheit für die einzelnen Betroffenen, war in ihrer Grundorientierung nicht mehr offen. Das Scheitern des gesellschaftlichen Experimentes war endgültig besiegelt. Wie wurden AutorInnen mit dieser Erfahrung fertig?

2 Die 4 Autorinnen: gemeinsame Generationserfahrungen

Vier kurz nach 1990 geschriebene und erschienene Prosatexte sollen Aufschluss geben. Einmal drei Texte von DDR-Autorinnen, nämlich: die Erzählung *Gleich neben Afrika* von Helga Königsdorf⁴, der Roman *Unter dem Namen Norma* von Brigitte Burmeister⁵ und der Roman *Animal triste* von Monika Maron⁶. Dazu ein Buch von einer westdeutschen Autorin, Ruth Rehmann, *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland*⁷. Das soll den Blick dafür offen halten, dass auch westdeutsche Linke sich dem Scheitern des Sozialismus und dem damit einhergehenden Utopieverlust stellen mussten. Dass es sich bei allen vier Texten um Texte von Frauen handelt, hat nicht unwesentlich mit dem Thema der Vortragsserie hier in Hagen zu tun. Jedoch bedurfte es für diese Auswahl, was die DDR-Literatur angeht, keiner Forcierung des Gegenstands, da das Geschlechterprofil unter den AutorInnen dort durchaus ausgeglichen ist. Die eine hier mit einbezogene westdeutsche Autorin stellt allerdings einen Glücksfall dar, da die Auswahl begrenzt war.

Ich beginne mit kurzen biografischen Skizzen der vier zwischen 1922 und 1941 geborenen Autorinnen. Hier fallen Gemeinsamkeiten ins Auge -- quer über die Ost-West-Grenze hinweg. Alle vier sind literarische Spätentwickler und waren nach einer akademischen Ausbildung längere Jahre in einem geistig anspruchsvollen Beruf tätig, bevor sie sich im Alter von 35 bis 40 Jahren der literarischen Produktion zuwandten. Alle vier erlebten diesen Schritt als einen Akt der Selbstbefreiung aus einem patriarchalisch dominierten Zustand der Fremdbestimmung. Die Intensität und Reichweite dieser Selbstbefreiung variierte dagegen beträchtlich.

⁴ Rowohlt, Berlin 1992

⁵ Klett-Cotta, Stuttgart, 2. Aufl. 1996

⁶ S. Fischer, Frankfurt/Main 1996 (3 Auflagen in einem Jahr)

⁷ Carl Hanser, München 1993

Kennzeichnend für alle vier blieb das in keinem Falle in Frage gestellte gesellschaftspolitische Engagement.

2.1 Ruth Rehmman

Ruth Rehmman, geboren 1922 und damit fast zwanzig Jahre älter als die anderen drei, wuchs auf in einem kaisertreuen liebevoll patriarchalisch regierten protestantischen Pfarrhaus im Rheinischen. Hier hatte die Welt, hatte die Gesellschaft, inklusive der „Roten“ und der Juden, ihre gottgewollte feste Ordnung, die keins der Kinder offen anzuzweifeln wagte. Die weltliche Obrigkeit, auch der Nationalsozialismus, wurde in Luthers Sinne als gottgewollt hingenommen.⁸ Der Tod des Vaters, gefolgt von dem chaotischen Ende des zweiten Weltkriegs, brachte für die nach außen lange gehorsame, aber innerlich gespaltene Tochter den Beginn einer langwierigen Phase umfassender Orientierungslosigkeit. Noch während des Krieges hatte sie ein Hochschulstudium begonnen (Kunstgeschichte, Germanistik und Musikwissenschaft) und schloss nach Unterbrechungen 1951 das Musikstudium am Robert-Schumann Konservatorium in Düsseldorf mit Konzertreife ab. Ihren Lebensunterhalt erwarb sie als u.a. Geigerin, Lehrerin, Journalistin und Dolmetscherin.

Ihr erstes Buch, *Illusionen*, erschien 1959, als sie 39 Jahre alt war, gibt, wenn auch indirekt, Aufschluss über eigene Erfahrung von seelischer Einengung, Orientierungslosigkeit und der Suche nach Sinn und Erfüllung.⁹ In den folgenden vierzig Jahren veröffentlichte Ruth Rehmman weitere sieben Bücher, jeweils in beträchtlichem zeitlichen Abstand. Sie schreibt aus einem aufklärerischen Impetus heraus, möchte mit ihrem Schreiben komplexe und beunruhigende gesellschaftliche und psychologische Phänomene durchleuchten und verständlicher machen -- auch, und über die Jahrzehnte von Buch zu Buch zunehmend, verständlicher für sich selbst.

Die Studentenbewegung und die westdeutsche Linke waren ihr nach dem zweiten Weltkrieg zur lang entbehrten Heimat geworden, hatten ihr eine Chance geboten, sich im Streben nach der Verwirklichung sozialer Ideale selbst zu finden. Sie wurde aktiv in der öffentlichen Sphäre -- seit 1979 in der Friedensbewegung, 1983 sogar als Bundestagskandidatin für die Grüne Partei. Trotz aller offensichtlichen Mängel verkörperte die DDR für sie die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft. Begann diese Hoffnung auch schon seit den späten siebziger Jahren an Glanz einzubüßen, so wurde ihr Ende erst durch die Ereignisse und Enthüllungen von 1989/90 besiegelt. Rehmman erlebte aus nächster Nähe nicht nur den Zerfall der sozialisti-

⁸ Ruth Rehmman, *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*, Hanser, München und Wien 1979

⁹ Suhrkamp, Frankfurt/Main

schen Gesellschaft der DDR, sondern auch den ihres Freundeskreises aus der linken Studentenszene. Rehmanns Wende-Buch *Unterwegs in fremden Träumen* ist unter anderem ein Tagebuch dieses Utopieverlustes. Übrigens ist sie die einzige mir bekannte AutorIn aus der alten Bundesrepublik, die sich in dieser direkten, sich selbst gegenüber schonungslos Weise dem gesellschaftspolitischen Geschehen von 1989/90 gestellt und diese Erfahrung literarisch verarbeitet hat.

2.2 Helga Königsdorf

Helga Königsdorf, 1938 in Thüringen geboren, absolvierte ein Physikstudium in Jena und Berlin, promovierte und habilitierte sich auf dem Gebiet der Mathematik und wurde 1984 zur Professorin an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin berufen. Das Schreiben, so hat sie es später ausgedrückt, habe sie empfunden als eine „Befreiung vom streng Rationalen“, „eine zweite Geburt“, das Herausbrechen aus einer „Einengung“.¹⁰ Von da an lebte und arbeitete Königsdorf in der fruchtbaren Spannung zwischen Mathematik und Literatur, wobei sie bei beiden einen Spielfaktor und einen gewissen Freiheitsraum abseits von der Wirklichkeit genoss. Begabt, lernwillig und bemüht, ihren gutbürgerlichen deutschnational gefärbten Familienhintergrund durch ideologische Anpassung wettzumachen, hatte sie sich früh dem Kommunismus verschrieben. Dass sie erst 1970 aus persönlichen und beruflichen Gründen (*ebd.*, 88) Mitglied der SED wurde, das allerdings ausgerechnet nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, scheint auf einen relativ bescheidenen Grad an kritischer Hinterfragung hinzuweisen. Damit im Einklang steht die Tatsache, dass keine Enttäuschung über durchaus wahrgenommene und artikulierte Missstände im real existierenden Sozialismus ihre Parteilichkeit als solche je ins Wanken brachten. Sie selbst beschrieb ihre Parteitreu 1990 als mit der „Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft“ vergleichbar (*ebd.*, 90). Sie gehörte zu den Gründungsmitgliedern der PDS und kandidierte 1990 sogar bei der Bundestagswahl. Mit dem Ende der DDR brach ihre Welt zusammen: „Ich hatte ein Gefühl von Heimatverlust“ (*ebd.*, 83).

Mit erstaunlicher Verve und schonungsloser Offenheit stellte sie sich dann der Herausforderung, ihre ideologische und persönliche Position innerhalb eines völlig umgekrempelten sozialpolitischen und wirtschaftlichen Kontexts neu zu überdenken. Mit zahllosen Beiträgen mischte sie sich von Anfang an als engagierte Rednerin und Journalistin ein in die öffentliche Diskussion zu der sich rapide verändernden nationalen und zunehmend auch der globalen Si-

¹⁰ „Helga Königsdorf im Gespräch mit Günter Gaus“, *neue deutsche literatur* 5/42, 78-92; zit. S. 91

tuation.¹¹ Ihre Überzeugung, dass die Menschheit „eine Vision“ braucht und nur so rettbar ist („Eine Gesellschaft ohne Vision ist wie ein Organismus ohne Immunsystem“ (*ebd.*, 85)) ist nicht nur unerschüttert geblieben, sondern ist durch äußere und persönliche Bedrohung (sie leidet seit Jahren an Parkinsons Krankheit) nur noch gestärkt worden.

2.3 Monika Maron

Sehr anders liegt der Fall Monika Maron insofern, als sie -- 1941 in Berlin geboren -- in einer durch und durch kommunistischen Familienumgebung aufwuchs. Für sie kam 1976 der befreiende Absprung in die freiberufliche Schriftstellertätigkeit in Form einer Befreiung von den patriarchalischen Zwängen seitens der Partei und des Stiefvaters Karl Maron, eines hohen DDR-Politikers, der 1975 starb. Gut zwanzig Jahre später schrieb sie:

*„Ich weiß bis heute nicht genau, warum mir, solange Hellas [ihrer Mutter] Mann lebte, alles unmöglich erschien, was ich, als er gestorben war, nach und nach einfach tat, wie ein umgeleiteter Fluß, der sein natürliches Bett wiederfindet, nachdem das künstliche Hindernis aus dem Weg geräumt wurde. Ich schrieb, ich trat aus der SED aus und veröffentlichte mein erstes Buch [Flugasche, 1981].“*¹²

Zu ihrem Befreiungserlebnis gehörten ironischerweise auch (kurzlebige) Stasi-Kontakte, 1995 von *Der Spiegel* ausgiebig angeprangert, von ihr selbst jedoch als „kurios“ und „komisch“ erinnert -- man hatte ihr ein Visum für Westberlin und absolute Freiheit im Umgang mit westdeutschen Journalisten und Diplomaten versprochen (*ebd.*, 198).

So bedeutete der Bruch mit der Ideologie des Elternhauses in ihrem Falle nicht die Entscheidung gegen den Faschismus, sondern vielmehr den Bruch mit dem Kommunismus ihrer Großeltern und Eltern als Spätfolge der Entstalinisierung:¹³

„Als 1968 die Studentenrevolte den einen Teil Deutschlands veränderte, hoffte die Jugend im anderen Teil auf den Prager Frühling, auf einen Sozialismus mit menschlichen Antlitz. Während die einen von ihren Eltern Antworten auf Auschwitz und Buchenwald verlangten, waren für uns die Fra-

¹¹ Gesammelt in *Aus dem Dilemma eine Chance machen. Reden und Aufsätze*, Luchterhand, Frankfurt 1991, und *Über die unverzügliche Rettung der Welt. Essays*, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1994

¹² *Pawels Briefe*, 195, S. Fischer, Frankfurt/Main 1999

¹³ „Ich war ein antifaschistisches Kind“, in Michael Naumann (Hg.), *„Die Geschichte ist offen.“ DDR 1990. Hoffnung auf eine neue Republik. Schriftsteller aus der DDR über die Zukunftschancen ihres Landes*, Rowohlt, Reinbek, Januar 1990, 128

*gen nach dem Archipel Gulag und nach Bautzen schon hinzugekommen.
Die Antworten haben wir selbst finden müssen.“*

Die Abwendung vom Sozialismus wuchs sich bei ihr aus zu einer regelrechten Phobie gegenüber der DDR und jeglicher Ideologie überhaupt. Alles Ideologieverdächtige verfolgte und verfolgt Maron bis heute wie der Teufel die arme Seele. Die obsessive Art, wie sie diesen Hass zum Ausdruck bringt, lässt den Schmerz eines Verlusts erahnen, ein Gefühl des Mangels, der Heimatlosigkeit, das zu stillen ihre Phobie ihr verbietet. Sie selbst kommt dieser Beobachtung sehr nahe in einer Notiz zu ihrer ersten Begegnung (durchs Zugfenster) mit dem Rhein, in der sie sich die Sehnsucht nach all dem, was sie abgeschüttelt zu haben glaubt, zugesteht. Der Rhein floss „schwer und patriarchalisch ... zwischen den Weinbergen“ und gab ihr zum ersten Mal den Gedanken ein, Deutschland sei vielleicht doch nicht „ein Ungetüm oder ein historischer Zufall“, sondern „eine Landschaft“ (ebd., 129). Sie kommentierte dies so:

„Ich habe das Erlebnis lange verschwiegen. Ich mißtraute meinem Gefühl, verdächtigte mich eines plötzlichen Hangs zu Blut und Boden und einer Heimatduselei, die mir immer fremd gewesen war. Inzwischen bin ich die Strecke oft gefahren und habe mein verdächtigtes Gefühl zu dulden gelernt. Ich begann die Frage zuzulassen, ob es nicht doch eine Gegenwart gibt, die Deutschland heißt (ebd.).“

-- ein seltenes Zugeständnis an die tieferen Schichten ihrer Seele.

2.4 Brigitte Burmeister

Eine vierte Variante zum Thema Selbstbefreiung von ideologiebedingten patriarchalischen Zwängen finden wir bei der 1940 im Baltikum geborenen Brigitte Burmeister. Ihre Eltern waren deutschnational,

„[eine] baltisch-bürgerlich-protestantische[n] Familie, deren Konservatismus weniger politisch definiert als von Glaubenssätzen, ererbten Verhaltensnormen und dem verklärten Bild eines verpflichtenden Deutschtums in der einstigen Heimat bestimmt war, dabei voller Ressentiments gegen die Roten.“¹⁴

¹⁴ Brigitte Burmeister / Gerti Tetzner, „Keine Macht, aber Spielraum“, in Anna Mudry (Hg.), *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Luchterhand, Frankfurt/M 1991, 53

Sie promovierte in Romanistik und arbeitete bis 1983 an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin. Auch für sie bedeutete der Einstieg in kreatives Schreiben den Sprung in die Freiheit. Jedoch definierte sie diese Freiheit ganz spezifisch auf dem Weg über die Sprache -- als Befreiung von der vorgestanzten und einengenden Sprache von Partei und sozialistischer wissenschaftlicher Bürokratie und zur Entdeckung einer eigenen Sprache. Das Spiel mit der Sprache bedeutete ihr Selbstbestimmung. Beim kreativen (im Gegensatz zum wissenschaftlich-bürokratischen) Schreiben hatte sie das Gefühl, sie übertrüge innere Bildern, rhythmische Vorstellungen und Klangfolgen in Sprache und setze dabei unerwartete Assoziationen frei. Die von ihr herbeigesehnte Sprache, so sagte sie rückblickend, sei ursprünglich "die der Bilder" gewesen -- „nur kann ich leider nicht malen“. Aus diesen Versuchen sei sie in ihren ersten Roman „hineingestolpert“ (*ebd.*, 33)¹⁵ - ein Buch, das (darin dem Erstlingswerk Ruth Rehmanns nicht unähnlich) einerseits lang aufgestaute Eigenerfahrung artikulierte, zugleich aber bewusst Distanz konstruierte zwischen dem (männlichen!) Protagonisten und seiner Schöpferin.¹⁶

Brigitte Burmeister war von Natur aus der politischen Gruppenzugehörigkeit eher abgeneigt. Nach eigener Aussage war sie als junges Mädchen erst nach dem Abitur und nach anfänglicher Zurückhaltung schließlich doch in die FDJ eingetreten -- „aus Opportunismus, aber nun mit dem Schein der Freiwilligkeit“¹⁷ Beim Studium der Romanistik in Leipzig verfiel sie dem intellektuellen Reiz der Marxistischen Methode. Diese Methode schien die Möglichkeit zu bieten, sich dem emotionalen Zugriff der Ideologie zu entziehen -- ein aufschlussreicher Kontrast zu Helga Königsdorf, die sich gerade deshalb zum Kommunismus hingezogen fühlte, weil sich dort die Gruppenzugehörigkeit im Stile einer Religionsgemeinschaft bot.

Wie Rehmann erlebte sie zur Zeit der Studentenbewegung (mit regelmäßigen Besuchen von Freunden aus West-Berlin) die „enthusiastischste Phase“ ihres Lebens, voller Erwartung des Kommens der Revolution, die zuerst die kapitalistischen Systeme, dann auch die morschen stalinistischen Regimes zu Fall bringen würde. Die Entwicklungen in der DDR belehrten sie allmählich eines Besseren.

Was Burmeisters Haltung von der ihrer drei Schriftstellerkolleginnen unterscheidet, ist der gelassene, manchmal fast heitere Unterton ihrer Kommentare zu den Wende-Ereignissen. Sie hatte schon vorher Macht für Spielraum eingetauscht und sah diesen Spielraum zur Eigenini-

¹⁵ *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde*, Verlag der Nation, Berlin (DDR) 1987; Luchterhand, Frankfurt/Main 1988

¹⁶ Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“, *Sinn und Form*, 1994, 648-654; dies., „Erzählen als Sujet. Über Anders, Arends und Sander, Interview mit Mirjam Gebauer“, *neue deutsche literatur* 1/99, 90-106

¹⁷ Anna Mudry, *op. cit.*, 54

tiative nun wachsen. Geblieben nach dem Scheitern des Sozialismus war ihr jedoch die Hoffnung auf die Veränderbarkeit der Gesellschaft und das Vertrauen darauf, sie werde daran mitwirken können:

„... die Vernunft eines Wunsches, einer Hoffnung entspringt nicht dem Augenmaß der Realpolitik, sondern der erlebten Unvernunft von Verhältnissen, die man zu ändern wünscht. Das gilt auch in veränderten Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben.“¹⁸

3 Vier Texte

Und nun zu den Texten selbst und unserer Frage an sie: Wie haben diese 4 Autorinnen jeweils das Scheitern der sozialistischen Utopie, den Untergang der DDR und das Eingehen von deren Nachlass in ein vereinigtes kapitalistisches Deutschland verarbeitet?

3.1 Ruth Rehmann, *Unterwegs in fremden Träumen* (1993)

Beginnen wir mit Ruth Rehmanns Buch *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland* (1993).¹⁹ Der Titel ist selbst Programm: Die westdeutsche Erzählerin erlebte das Ende der DDR mit Empathie und tiefer Betroffenheit. Die fremden Träume, die sie zu erforschen suchte, waren auch die ihren. Deren Verlust betraf auch sie, deren Hoffnungen auf die Möglichkeit einer besseren Gesellschaft an die Existenz der DDR gebunden waren: „Ich habe nicht an den Kommunismus geglaubt, aber sein schäbiges Ende macht mir Angst um der Hoffnungen willen, die mit ihm verschwinden (269).“ Es ist ein Buch, in dem sich Wahrheitssuche und Erkenntnisverweigerung verquicken (letztere als Reaktion, sobald die Suche an den Bereich des Unbewussten rührt) und zu „blockierter Wahrnehmung“ führen.²⁰

Das Werk ist unverhohlen autobiographisch. Die Erzählerin hatte 1989 mit einem neuen Buchprojekt begonnen. Auf der Basis von Studien im Ostberliner Schriftstellerverbands-Archiv hatte sie dem Ursprung der kulturellen Teilung auf dem ersten (und letzten) gesamt-

¹⁸ *Ebd.*, 54

¹⁹ S. auch Gisela Shaw, „Keine Chance, mich auf Distanz zu halten‘: Ruth Rehmann, the Reluctant Autobiographer“, in Mererid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hg.), *Autobiography by Women in German*, Peter Lang, Oxford etc. 2000, 213-227

²⁰ Antonia Grunenberg, „Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B44/90, 17-26

deutschen Schriftstellerkongress von 1947 nachgehen wollen, um den „Bilderwechsel zwischen Nachkriegszeit und Kaltem Krieg“, wie sie es nennt, besser zu verstehen und ein für allemal Klarheit zu schaffen (7). Wie war es dazu gekommen, dass es auf dem Kongress zu einer Konfrontation zwischen Ost und West kam? Ihre Arbeit kam nicht weiter. Mangel an Kooperation seitens des DDR-Schriftstellerverbandes gefährdete das Projekt. Erst mit den Entwicklungen im Herbst 1989 wurden Archivforschungen in Ostberlin endlich möglich.

Dann trat etwas für sie schockierend Unerwartetes ein: Unter dem Eindruck der dramatischen Wendeereignisse änderte das Buchprojekt seinen Charakter. Die ursprünglich geplante systematische historische Aufarbeitung der deutschen kulturellen Teilung wuchs sich aus zu etwas Beängstigendem, da Unübersichtlichem und tief Persönlichem -- einem Gewirr von Vergangenheits- und Gegenwarts-Episoden, ungebeten Erinnerungsschüben aus der eigenen Nachkriegszeit und aufrührenden Erlebnissen in der geteilten Stadt ohne Mauer. Die Erzählerin verlor ihre Funktion als unparteiische Chronistin und Richterinnen und wurde zur befangenen Zeugin, ja, Komplizin. Statt Vergangenes ordnend zu deuten, sah sie sich eingeholt von lange Verdrängtem. Wie Treibgut tauchten die Brocken auf im Strom der Gegenwart und verweigerten sich jeglicher Einordnung in ein Ganzes, sei es in ein Gesellschaftsbild oder in ein Bild ihres eigenen Lebens (39). Alles schien mit allem verquickt, nichts aus sich selbst heraus erklärbar.

Immer wieder kollidiert Rehmanns zähes Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen, ihre bewusste Erkenntnisarbeit, mit der Blockierung von Wahrnehmungen aus der Verweigerung heraus, unerwünschte und verdrängte Erlebnisse bewusst zu machen.

Rehmanns Aufklärungsversuche zu den Gründen der ideologischen Spaltung von 1947 kamen nur schleppend weiter. Zudem wurde die erste gesamtdeutsche PEN-Tagung in Kiel im Mai 1990 zum verwirrenden Zerrbild des Schriftstellerkongresses von 1947. So überhörte sie Wortgefechte zwischen „Ausgebürgerten“ und „Dableibern“ unter den Schriftstellern aus der DDR, in denen sich die aus der DDR Ausgebürgerten über eine Literatur der „Ideale, Ideologien, Utopien, Visionen, Gesinnungen, Hoffnungen“, kurz eine „Gesinnungsliteratur“ mokierten und Beschränkung auf den Bereich des Ästhetischen forderten (24). Umgekehrt hatten die Schriftsteller auf dem Kongress von 1947 gerade eine solche gesellschaftlich engagierte Literatur gefordert und jeder ästhetischen Überhöhung und Verschleierung der hässlichen Wirklichkeit abgesagt. Das „Wunschbild“ von 1947, so schloss sie, kam dem „Ekelbild“ von 1990 bedenklich nahe. In beiden Fällen verengten Bilder die klare Sicht auf die Dinge.

Auch (in das Buch aufgenommene) Interviews im Sommer und Herbst 1990 mit überlebenden Akteuren halfen nicht bei dem Versuch, die Konfrontation zwischen Ost und West auf dem Kongress von 1947 zu erklären. Eher verschleierten, verunsicherten und verwirrten sie.

Zu Sylvester 1990/91, dem Endpunkt der Erzähl- wie auch der erzählten Zeit in diesem Buch, gesteht sich die Erzählerin ein, dass sie - „unterwegs in fremden Träumen“ - mit den Trümmern ihres eigenen Traums konfrontiert ist, des Traums von einer gesellschaftlichen Alternative zur kapitalistischen Bundesrepublik. Der beunruhigende Verdacht taucht auf: „Habe ich, um die Hoffnung zu halten, nie richtig hingeschaut? (268)“ Ein näheres Eingehen auf diese Möglichkeit gestattet sie sich nicht.

Ruth Rehmanns Buch ist für mich ein überzeugender Versuch einer Bilanz -- der Bilanz einer Epoche deutscher Geschichte aus der Perspektive einer politisch links stehenden westdeutschen Autorin, für die der Untergang der DDR das Ende der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft markiert. Die schonungslose Ehrlichkeit der Erzählerin richtet sich auch ganz besonders auf sich selbst. Jedoch stößt die Darstellung an ihre Grenzen, wo die Werkzeuge des Bewusstseins und rationalen Denkens allein zu kurz greifen.

3.2 Helga Königsdorf, *Gleich neben Afrika* (1992)

Wie Rehmanns *Unterwegs in fremden Träumen* ist Helga Königsdorfs Text *Gleich neben Afrika* (1992) um Klarstellung und ein Herausschälen der „Wahrheit“ aus den verwirrenden Zeitereignissen bemüht. Es ist eine Rahmenerzählung. Die Rahmenhandlung spielt im Jahr der Veröffentlichung des Textes. Die Ich-Erzählerin, wie die Autorin DDR-Schriftstellerin und im Jahre 1938 geboren, hat nach einer Irrfahrt mit ihrer Freundin Maria auf einer Insel „gleich neben Afrika“ auf einer Bananen(!)plantage vor der Realität im vereinigten Deutschland Zuflucht gesucht. Die Metapher „gleich neben Afrika“ stellt den Text in einen Traditionszusammenhang, der einen Bogen schlägt zwischen dem Utopiedenken des späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts (Friedrich Hölderlin, Jean Paul, Goethe) und dem der DDR-Literatur der siebziger und achtziger Jahre. „Ein Stückchen Beschwörung des *inneren Afrika*“, wie Jean Paul das Unbewusste im Menschen nannte, hatte immer zum Erbe der Selbstverwirklichungskonzepte in der DDR-Literatur gehört.²¹ Die Metapher verweist auf Heimatverlust, Sehnsucht nach Offenheit, Wärme, Zuflucht und den Versuch, noch einen Rest an Utopie und Zukunft zu retten. So war Königsdorfs Schriftstellerkollege Volker Braun bei aller Verzweiflung in den achtziger Jahren absolut entschlossen, allen misslichen gesellschaftlichen Entwicklungen zum Trotz ein Quäntchen Hoffnung und Utopie nicht aufzugeben. Der Rückzug ins eigene Innere, „das innerste Afrika“, die Versöhnung des Menschen mit sich

²¹ Ursula Heukenkamp, „Metapher der Befreiung. Volker Braun, ‚Das innerste Afrika‘“, in Siegfried Rönisch (Hg.), *DDR-Literatur '87 im Gespräch*, Aufbau Verlag, Berlin / Weimar 1988, 184-196; dies., „Von *Utopie* nach *Afrika*. Utopisches Denken in der Krise der Utopien“, in Heinz-Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau (Hg.), *Literatur in der DDR. Rückblicke*, edition text + kritik, München 1991, 184-193

selbst und mit der Natur, das Wiederfinden der eigenen Identität erschienen als möglicher Ausweg.²² Auch nach 1990 bestand er auf seinem „Trotzdem“. So endete sein Prosastück ‚Ein Ort für Peter Weiss‘ von 1998:”Es gibt unendlich viel Hoffnung, aber nicht für uns’, sagt Kafka, nein, es gibt wenig Hoffnung, aber für uns.“²³ Helga Königsdorfs Protagonistin von 1992 muss feststellen, dass auch die Insel “gleich neben Afrika” keine sichere Zuflucht mehr bietet. Ihr bleibt nur das Warten auf das schlimme Ende.

Den Löwenanteil des Textes in Königsdorfs Erzählung bilden Rückblicke auf ihr Leben vor, in und kurz nach der DDR, beginnend mit dem ominösen Satz: „Neunzehnhunderteinundneunzig begann bei uns die Marktwirtschaft.“ (12) Die Ich-Erzählerin zieht Bilanz. „Das Alte“ (sie selbst mit eingeschlossen) ist in kürzester Zeit fremd und abstoßend geworden. Die DDR-Gesellschaft erscheint nun bestenfalls als abstrus, verblichen und irrelevant, schlimmstenfalls aber als „kläglich“, „erbärmlich“, „mörderisch“, ja, „absurd“. Fassungslos steht das Ich sich und ihresgleichen gegenüber: „Ich war im Nichtsehen geübt. Im Vernachlässigen. Im Verdrängen von Fakten. Es ging immer um das Große. Um Krieg und Frieden.“ (80) Immer wieder inkriminiert sie sich selbst als Teil des Kollektivs: „Wir hatten als Täter nicht das geringste Format.“ (80) „Wir waren Kreuzritter, denen der Glaube abhanden gekommen war.“ (81)

Beim Beurteilen des Neuen bemüht sie sich durchaus um Objektivität. Positive Auswirkungen werden honoriert. Die Welt erscheint „farbiger“, „heiterer“, „leichter“, „offener“, „freier“ (105). Dagegen steht jedoch: Die Welt ist auch kälter geworden und einfach fremd. Die Menschen fühlen sich allein gelassen, erdrückt durch die vielen bis dahin unbekanntenen Pflichten und Sorgen. Das Ergebnis sind Selbst-Entfremdung, Frustration und hilflose Wut.

Ein Versuch, innerlich wieder festen Boden zu gewinnen, war die Reise der Ich-Erzählerin nach Thüringen, den Ort ihrer Kindheit. Auch hier hatte das ehemals Vertraute seine Unschuld verloren, war das früher Selbstverständliche fragwürdig geworden. Ruhe und Sicherheit blieben eine Illusion. Bei der anschließenden Rückkehr nach Berlin, ihrem Wohnort seit zwanzig Jahren, wollte sich auch kein vertrautes Gefühl einstellen (93).

Fluchtversuche vor sich und ihrem Leben enden auf der Insel gleich neben Afrika. Hier erreicht die Entfremdung ihren Höhepunkt. Ihr Koordinatensystem bricht total zusammen. Subjektive und objektive Zeitmessung klaffen auseinander. Eben Vergangenes erscheint dem 1992 zurückschauenden Ich als in weiter nebelhafter Ferne liegend. Die freudlose Gegenwart erstreckt sich form- und endlos, ohne Ausblick auf Zukünftiges -- das Jetzt als Endzeit. Auch

²² „Das innerste Afrika“ (1985) in *Langsamer knirschender Morgen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1987

²³ *neue deutsche literatur* 2/98, 171-180; Zitat 180

Wirklichkeit und Einbildung sind nicht mehr zu trennen. Das Ich, heimatlos geworden, befindet sich in physischer und psychischer Auflösung:

„Ich weiß nicht genau, welches Jahr man jetzt schreibt. Ich zähle die Tage schon lange nicht mehr. Nicht einmal die Jahreszeiten kann ich ordnen [...] Manchmal denke ich, daß ich mir alles nur einbilde. Ich stelle mir vor, ich komme zu mir, und siehe da, alles war nur ein Produkt meiner Phantasie. Irgendeine seltene Form von Wahnsinn. In Wirklichkeit bin ich zu Hause Aber da beginnt ein schwarzes Loch. Wo bin ich zu Hause. Ich bin unbehaust. Und eigentlich ist dieser grüne Schatten zwischen den Bananestauden für einen, der nichts mehr als ‘sein Zuhause’ bezeichnen kann, nicht der schlechteste Aufenthaltsort.“

Die emotionale Bindung an die Freundin und Partnerin Maria zerbricht. Diese, so vermutet die Erzählerin, ist wahrscheinlich einem Spinnenbiss erlegen, wofür das Ich sich verantwortlich weiß: Sie hatte die Spinne kommen sehen und nichts zur Rettung getan. Alle Gefühle sind ihr abgestorben. Der Zufluchtsort selbst wird zunehmend im Dienste des kapitalistischen Tourismus von Baggern verwüstet. Resigniert und mit abgestumpften Gedanken, Sinnen und Gefühlen wartet das Ich auf ihr eigenes Ende. „Alles hat seine Zeit. Und wir hatten unsere,“ schließt die Erzählung. Für Hoffnung und Zukunft bleibt kein Raum mehr.

3.3 Monika Maron, *Animal triste* (1996)

Hoffnung und Zukunft sind auch in Monika Marons *Animal triste* von 1996 irrelevant geworden. Jedoch ist ihre Perspektive eine andere als Rehmanns und Königsdorfs. Nachdem Maron sich in den achtziger Jahren von der Partei und letztlich auch der DDR losgesagt hatte, erlebte sie deren Ende als Triumph darüber, auf der Seite der ‘Sieger der Geschichte’ zu stehen. Nichts, aber auch gar nichts, wollte sie bewahrt sehen.

Das Nachwende-Buch *Animal triste* relegiert die untergegangene DDR zu einer Marginalie -- nur von Interesse insoweit dieser Untergang die Kulisse für die leidenschaftliche Liebesaffäre der Ostberliner Protagonistin mit einem Westdeutschen abgibt. Das Ende der DDR wird apostrophiert als das Ende „einer seltsamen Zeit“ (30), aber auch drastischer als das Ende von „40 Jahren Bandenherrschaft“ (31). Das dann folgende „Jahr der Freiheit“ (88) sei viel zu zahm geblieben:

„Es gab neues Geld, neue Ausweise, neue Uniformen für die Polizei, neue Briefmarken, neue Besitzer, die eigentlich die alten waren, die man zwischendurch aber für vierzig oder dreißig Jahre von ihrem Besitz suspen-

diert hatte; Straßen und Städte wurden umbenannt, Denkmäler abgerissen und neue Militärbündnisse geschlossen. Mir war das alles nicht genug.“
(89)

Das sah für ihre Umwelt anders aus. Die Menschen „verkrallten sich“ in „dankbarer Verschworenheit“ ängstlich im Vertrauten, es war eine „unseltsame, auf Gewissheiten versessene Zeit“ (98). In der Erzählerin regte sich eine unbändige Lust auf „etwas Gewaltiges“, „eine dramatische Klimaveränderung vielleicht, eine Flutwelle oder eine sonstige Katastrophe, auf jeden Fall etwas, das größer war als der Mensch und sein wechselhaftes Streben“ (89). Ihre Lust wurde zur „umstürzlerischen Gier“ (90).

Das ersehnte „Gewaltige“ kam tatsächlich, und zwar in Form einer leidenschaftlichen Liebe. Der Auslöser war Franz, ein farbloser, grauäugiger, unauffälliger Mann aus Ulm, von Beruf Hautflügelforscher. Eines Tages stand er neben ihr im Berliner Naturkundemuseum, wo sie als Paläontologin arbeitete, beide waren vertieft in die Bewunderung eines Brachiosaurus-Skeletts. Sein anerkennender Ausspruch, ‚Ein schönes Tier.‘ (24) brachte den Funken zum Zünden:

„Ich weiß nicht einmal, ob Liebe einbricht oder ausbricht. Manchmal glaube ich, sie bricht in uns ein wie ein anderes Wesen, das uns monatelang, sogar jahrelang umlauert, bis wir irgendwann, von Erinnerungen oder Träumen heimgesucht, sehnsüchtig unsere Poren öffnen, durch die es in Sekunden eindringt und sich mit allem mischt, was unsere Haut umschließt. Oder sie bricht ein wie ein Virus, das sich in uns einrichtet und still verharrt, bis es uns eines Tages anfällig und wehrlos genug findet, um als heillose Krankheit auszubrechen.“ (28)

Erzählt wird die Liebesgeschichte aus der Rückschau, nach dem Tod des Geliebten, der bis zuletzt eine blasse Silhouette bleibt. Es dominiert die Faszination des Tierhaften und Amoralischen der Liebe, des „letzten Rests Natur“, dessen Domestizierung „die ganze menschengemachte Ordnung“ anstrebe (175): „Tiere kommen nicht in die Hölle.“ (208). Schauplatz der Liebe ist ein Bett mit dem Muster von fleischfressenden Pflanzen (99). Die Welt bleibt draußen vor, inklusive Tochter und Ehemann, die beide irgendwie aus dem Blickfeld verschwunden sind. Als wirklich und dem eigenen Zustand gemäß empfunden wird nur die Stadt Berlin in ihrem physischen Umbruch --

„[...] die aufgerissenen Straßen, die Kabel und Rohre, die wie verheerende Eingeweide überall herumlagen, die Kräne, die sich wie Saurierskelette über die Dächer beugten [...] ich war wie ein Stein der stürzenden Ge-

mäuer; so aufgebrochen wie die Straßen der Stadt war ich. Von ihr und mir konnte man zu recht behaupten, wir seien verrückt geworden.“ (209)

Wie bei Königsdorf bewirkt die Turbulenz der Ereignisse ein Auseinanderklaffen zwischen erlebter und objektiver Zeitmessung, hier allerdings von der Protagonistin bewusst herbeigeführt. Die Ereignisse, die dem Subjekt so fern scheinen, können nicht mehr als etwa fünf Jahre zurückliegen, aber sie spricht von sich als hundert (oder vielleicht erst neunzig) Jahre alt. Um nichts zwischen sich und die Erinnerung an ihre Liebe kommen zu lassen, hat sich das Ich bewusst aller Mittel der Orientierung beraubt. Es hat gelernt, sich an das, was es vergessen will, nicht zu erinnern (16). Es hat seine Sehschärfe absichtlich ruiniert, hat alle Spiegel in der Wohnung zerschlagen und ist entschlossen „den Episoden meines Lebens keine mehr hinzuzufügen“ (10). Statt dessen erfindet das Ich immer neu die Zeit mit ihrem Geliebten: „So vergeht die Zeit und vergeht doch nicht.“ (18) Ähnlich wie die Ich-Erzählerin in *Gleich neben Afrika* vermutet sie, sie könne den Tod des Geliebten selbst herbeigeführt haben (er war unter einen Bus gestürzt -- hatte sie ihn aus Eifersucht gestoßen?), und registriert ihre Unfähigkeit zu Emotionen oder Gewissensbissen. Alle Gefühle sind erstarrt. Der Text endet mit einer Vision der Erzählerin von sich selbst, wie sie in Gestalt einer „braunhaarigen Äffin mit einer stumpfen Nase und langen Armen“ inmitten der fleischfressenden Pflanzen der Bettlaken und immer zahlreicher hinzukommenden großen und kleinen Tieren liegen bleibt.

Marons jahrelange nie ermüdende vehemente Angriffe auf den Kommunismus im besonderen und Utopien im allgemeinen machen es für mich schwer, diese Liebesgeschichte, wie es meist geschieht, als eben das („straight“) zu lesen. Näher läge es wohl, sie zu deuten als Satire auf eine sich nach gewaltigen Gefühlen sehnende perverse Menschheit, die um solcher Gefühle willen bereit ist, alles, was den Menschen als höheres Wesen auszeichnet, als Ballast abzuwerfen und in einen animalischen Urzustand zurückzukehren. Dass der Gegenstand der Leidenschaft grau und unscheinbar ist, erhöht die Ironie. Zur Ironie gesellt sich jedoch für mich noch etwas anderes (und das im Unterschied zu Marons früheren Texten), nämlich sich selbst uneingestandene Trauer -- Trauer über einen Verlust, ein Gefühl der Unbehautheit, der Orientierungslosigkeit. Dieser Verlust wird im Roman ein einziges Mal explizit angesprochen. Der Geliebte war mit seiner Frau in Schottland, das Ich blieb allein in Berlin zurück und besuchte eine Freundin aus alten Zeiten. Dort überfiel sie eine Sehnsucht nach der Person, die sie einmal war, bevor sie ihren Idealismus und ihre radikalen Hoffnungen begrub:

„Es war ... die Sehnsucht nach der vergangenen Zeit, nach der Zeit vor dem schleichenden Verzicht, der Zeit des Anfangs, als alle Ideale noch erreichbar schienen, als die Aussicht auf eine mittelmäßige Karriere und eine mittelmäßige Ehe noch Abscheu und Verachtung auslösten, als wir noch

genau wußten, was wir unbedingt wollten, und was wir niemals tun würden.“ (142)

Der Untergang der DDR und der Welt des Sozialismus, wie sehr ihr rationales Ich ihn auch begrüßt, bedeutete, so vermute ich, für sie einen zweiten Verlust. Als sie sich zuerst die Geborgenheit und Unschuld der Kindheit verbot, war ihr doch (wenn auch meist unterdrückt) die Sehnsucht danach geblieben. Nun wurde dieser Sehnsucht auch noch die ideologische und geographische Verankerung entzogen. Der Ort der Kindheit war endgültig nicht mehr. (Dass diese Sehnsucht weiter in ihr fraß, beweist ihr nächstes Buch *Pawels Briefe*.) So ist *Animal triste* für mich auch ein von vornherein zum Scheitern verurteilter Versuch, der eigenen Utopieskepsis ein Schnippchen zu schlagen.

3.4 Helga Burmeister, *Unter dem Namen Norma* (1994)

Brigitte Burmeister schließlich, Helga Königsdorfs ehemalige Kollegin an der Akademie der Wissenschaften, reagierte auf den Untergang der DDR auf eine ganz eigene Weise. Fühlten sich Ruth Rehmann und Helga Königsdorf wehrlos einem total unerwarteten und durch nichts gemilderten Schock ausgesetzt, so hatte Burmeister ihre persönliche Wende 1989/90 schon hinter sich. Ihr 1987 erschienenes Erstlingswerk -- ein Experiment mit Nouveau roman Formen -- war eine Art private und künstlerische Unabhängigkeitserklärung gewesen, nicht zuletzt an sich selbst, eine Selbstbefreiung von ideologischen, bürokratischen und sprachlichen Zwängen. Danach brauchte sie sich von nichts Wesentlichem mehr abzunabeln, konnte das Wende-Geschehen in all seiner Turbulenz erleben und registrieren, ohne um die eigene Identität fürchten zu müssen. Ihr Buch *Unter dem Namen Norma* (1994) wurde ein entspannter und fast liebevoller Versuch, mit bewahrendem Blick vom Mikrokosmos eines Ostberliner Mietshauses möglichst viel von dem festzuhalten, was bald in Vergessenheit geraten sein würde, „eine Art Rettungsversuch“:²⁴

„Ich wollte das Haus nicht untergehen lassen, in dem ich viele Jahre gewohnt habe, es steht ja immer noch, und seit einigen Monaten hinter Gerüsten zwecks Renovierung. Ich wollte, vielleicht in einer Form leiser Panik, mir bestimmte Sachen noch einmal vergegenwärtigen, bevor sie unter dem Neuen ganz verschwänden.“²⁵

²⁴ „Erzählen als Sujet“, in *neue deutsche literatur* 1/99, 90-106, zit. 99; für eine detailliertere Analyse des Romans s. Gisela Shaw, „Keine Macht, aber Spielraum“: Brigitte Burmeisters Roman *Unter dem Namen Norma*“, in Claire Flanagan und Stuart Taberner (Hg.), *1949/1989. Cultural Perspectives on Division and Unity in East and West*, Rodopi, Amsterdam 2000, 177-213

²⁵ *Unter dem Namen Norma*, 99

Den Ereignissen wird der Horror einer scheinbar einzigartigen Katastrophe genommen, indem sie in einen weiteren historischen Horizont, einen „Spielraum“, hineingestellt werden.

Die Idee des „Spiels“ ist zentral in diesem Buch, formal wie inhaltlich. Sie bestimmt Komposition, Sprache, Handlungsfortgang und Figurenkonstellation, und knüpft ideengeschichtlich an an den Begriff des Spiels bei Immanuel Kant und Friedrich Schiller. Der kreative „Spielraum“, in dem sich das Romangeschehen entfaltet, umfasst zwei Jahrhunderte des Kampfes zwischen Aufklärung und Unterdrückung, die Zeitspanne zwischen der französischen und der ostdeutschen Revolution. Es ist das Vertrauen auf den „Ausgang der Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit“ im Sinne Immanuel Kants, das, wenn auch vielfach ironisch gebrochen, den hellen Horizont bildet, innerhalb dessen sich die dunkleren Ereignisse abspielen. Nicht umsonst sind die beiden Teile des Romans überschrieben „Am 17. Juni [1953?]“ und „Am 14. Juli“ [1789?], also Hoch-Zeiten diktatorischer Unterdrückung beziehungsweise rebellischer Freiheitskämpfe. Fügt man noch das Datum 9. November [1989] hinzu, um das es im Roman zentral geht, so ist damit der Spielraum abgesteckt, innerhalb dessen das Ende der DDR gesehen und gedeutet wird. Das hilft der Orientierung, vermittelt innere Freiheit, Neugier und Lust. Der Kontrast zu Helga Königsdorfs *Gleich neben Afrika* könnte nicht größer sein.

Wie Königsdorfs und Marons Protagonistin empfindet Burmeisters Erzählerin Marianne Ahrend die Diskrepanz zwischen ihrem subjektiven und objektiven Zeitbegriff in den ersten Nach-Wende-Jahren. Ein abendlicher Spaziergang mit der Freundin Norma, bei dem die beiden leichtfüßig die Linie überquerten, die kurz zuvor noch durch Todesstreifen und Mauer markiert war, „liegt weit zurück, obwohl mich nach dem Kalender keine zweieinhalb Jahre von jenem Abend trennen“ (31). Nur liegt darin für die Erzählerin nichts Desorientierendes, eher etwas Tröstliches: der greifbare Beweis dafür, dass gesellschaftliche Ordnungen kommen, aber auch wieder gehen, und dass auch die größten Schrecken mit der Zeit ihre Bedrohlichkeit verlieren. Sowohl die Natur als auch die vom Menschen geschaffene Kultur bieten bleibende Orientierungspunkte, die auch dem absurdesten menschlichen Handeln standhalten. So die Amsel im Hof, auf deren Flöten Verlass ist „unter welcher neuen Ordnung auch immer“ (32), oder die Kaninchen, die zurückkommen, wo immer der Mensch ihnen ein Stück Platz überlässt (7, 24). Auch das Berliner Mietshaus, der Mittelpunkt des Romangeschehens, gehört zu den Bestandteilen der Außenwelt, die Verlässlichkeit und Ruhe ausstrahlen, wie chaotisch die Menschen es um sie herum auch treiben mögen:

„Es ist ein großes Haus, hundert Jahre alt. Der Stadtteil, in dem das Haus steht, hieß weiter Mitte, als er längst Rand war, dahinter Niemandsland, von der Schußwaffe wurde Gebrauch gemacht.“ (7)

Zudem, so deutet die Erzählerin an, kann im Chaos auch Sinn angelegt sein. Der Beitritt der DDR zur BRD, was immer er an Problemen mit sich bringt, ließe sich als Chance deuten, neu gewonnene Spielräume zu nutzen.

Burmeisters Ich-Erzählung bezieht ihre gelassene, oft heitere Grundstimmung aus einem im Geist der Aufklärung verwurzelten Vertrauen darauf, dass in der Welt letztlich positive Kräfte die Oberhand über Zerstörung und Chaos behalten. Zwar war ihr der Glaube an den real existierenden Sozialismus der DDR längst abhanden gekommen. Aber ihren Respekt vor dem menschlichen Bedürfnis nach einer gesellschaftlichen Utopie sowie den Wunsch, an einer Verbesserung der Zustände mitzuwirken, hatte sie nicht verloren, wobei sie allerdings in einem Interview 1999 gestand, der Gedanke an das „neue Deutschland“ erwecke in ihr nur „flaue Resignation“ angesichts des Mangels an jeglichen Antworten auf die Probleme der sozial Benachteiligten.²⁶

4 Abschließende Beobachtungen

Alle vier hier erörterten Texte sind Versuche von etablierten Schriftstellerinnen -- dreien aus der DDR, einer aus der alten Bundesrepublik --, den Schock der Auflösung der DDR und die tiefe Verunsicherung der Menschen in bezug auf den eigenen Standort und die eigene Identität literarisch zu artikulieren. Den historischen und psychologischen Hintergrund bilden in jedem Fall das Trauma des Faschismus und die Selbstbefreiungsversuche durch Schreiben. In der Reaktion auf die Ereignisse von 1989/90 vermischen sich in sehr unterschiedlichen Proportionen Erleichterung und ein Gefühl des Verlusts. Wo die Bindung an das untergegangene und nun von allen als verrottet erkannte System stark ausgeprägt und unreflektiert war, bedeutete dessen Ende zuerst einmal einen Sturz in die Leere (Königsdorf und in gewissem Grade auch Rehmann). Wo wie bei Monika Maron Hass und Ekel den Platz von Glaube und Vertrauen eingenommen hatten, zeigte sich bei aller rationalen Distanz zu den Ereignissen auch ein Zustand emotionaler Verunsicherung. Nur wo schon vorher, wie bei Burmeister, die im Unbewussten verankerte ideologische Bindung der Selbstbestimmung gewichen war, war Spielraum für wirklich Neues entstanden.

Brigitte Burmeister hegt einerseits keinerlei Illusionen, was die Chancen sozialistischer Utopien nach dem Fehlschlagen des Experiments DDR angeht, besteht aber andererseits darauf,

²⁶ *neue deutsche literatur* 1/99, 103

dass das Bedürfnis nach einer utopischen Dimension ein legitimer Aspekt menschlicher Welt-erfahrung ist:²⁷

„Eben weil Träume, Ideale, Utopien im real existierenden Sozialismus nicht als Korrektive der Politik, sondern als Deformatoren der Realitätswahrnehmung und Realitätsdarstellung (mit schlimmen praktischen Folgen) gewirkt haben, besaßen sie eine durchaus paradoxe Funktion: Mit sozialistischen Idealen wurde genau das legitimiert oder beschönigt, was im Namen dieser Ideale ein für alle Male überwunden werden sollte - Unterdrückung, Ausbeutung, Unfreiheit. An eine mögliche andere gesellschaftliche Wirkungsweise von Träumen, Idealen, Utopien kann man sich jetzt nur suchend, im aufmerksamen Umgang mit neuen Erfahrungen herandenken, da läßt sich nichts „hinüberretten“ - außer dem Bedürfnis nach derartigen Orientierungen.“

Die Zeiten der großen gesellschaftlichen Utopien sind in unseren westlichen Gesellschaften wohl vorbei, zumindest auf absehbare Zeit. Jedoch scheint es schwer vorstellbar, dass das Bedürfnis nach einer Öffnung nach vorn, dem „Vor-Schein von möglich Wirklichem“ im Sinne von Ernst Blochs Begriff vom „Tagtraum als Vorstufe zur Kunst“ (106), uns für immer abhanden gekommen sein sollte.²⁸

²⁷ Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“, *Sinn und Form* 1994, 652

²⁸ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Suhrkamp, Frankfurt/M 1959 (geschr. 1938-1947 im Exil in den USA; durchgesehen 1953 und 1959)

5 Literaturverzeichnis

Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1959

Volker Braun, *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften*, Philipp Reclam, Leipzig, 1983

Volker Braun, *Langsamer knirschender Morgen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1987

Volker Braun, „Ein Ort für Peter Weiss“, *neue deutsche literatur* 2/98, 171-180

Brigitte Burmeister, *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde*, Verlag der Nation, Berlin (DDR) 1987; auch: Luchterhand, Frankfurt/Main 1988

Brigitte Burmeister, / Gerti Tetzner, „Keine Macht, aber Spielraum“, in Anna Mudry (Hg.), *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1991, 30-59

Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“, *Sinn und Form*, 1994, 648-654

Brigitte Burmeister, *Unter dem Namen Norma*, Klett-Cotta, Stuttgart, 1994; 2. Aufl. 1996

Brigitte Burmeister, „Erzählen als Sujet. Über Anders, Arends und Sander. Interview mit Mirjam Gebauer“, *neue deutsche literatur* 1/99, 90-106

Antonia Grunenberg, „Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B44/90, 17-26

Ursula Heukenkamp, „Metapher der Befreiung. Volker Braun, ‚Das innerste Afrika‘“, in Siegfried Rönisch (Hg.), *DDR-Literatur '87 im Gespräch*, Aufbau Verlag, Berlin / Weimar 1988, 184-196

Ursula Heukenkamp, „Von Utopie nach Afrika. Utopisches Denken in der Krise der Utopien“, in Heinz-Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau (Hg.), *Literatur in der DDR. Rückblicke*, edition text + kritik, München 1991, 184-193

Helga Königsdorf, *Aus dem Dilemma eine Chance machen. Reden und Aufsätze*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1991

Helga Königsdorf, *Gleich neben Afrika*, Rowohlt, Berlin 1992

Helga Königsdorf, „Helga Königsdorf im Gespräch mit Günter Gaus“, *neue deutsche literatur* 5/42, 1994, 78-92

Helga Königsdorf, *Über die unverzügliche Rettung der Welt. Essays*, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1994

Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*. Friedrich Cohen, Bonn, 1929

- Monika Maron, „Ich war ein antifaschistisches Kind“, in Michael Naumann (Hg.), „*Die Geschichte ist offen. DDR 1990. Hoffnung auf eine neue Republik. Schriftsteller aus der DDR über die Zukunftschancen ihres Landes*“, Rowohlt, Reinbek, Januar 1990, 117-135
- Monika Maron, *Animal triste*, S. Fischer, Frankfurt/Main 1996 (3 Auflagen in einem Jahr)
- Monika Maron, *Pawels Briefe*, S. Fischer, Frankfurt/Main 1999
- Ruth Rehmann, *Illusionen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1959
- Ruth Rehmann, *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an meinen Vater*, Hanser, München und Wien 1979
- Ruth Rehmann, *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland*, Carl Hanser, München 1993
- Gisela Shaw, „Keine Macht, aber Spielraum: Brigitte Burmeisters Roman *Unter dem Namen Norma*“, in Claire Flanagan und Stuart Taberner (Hg.), *1949/1989. Cultural Perspectives on Division and Unity in East and West*, Rodopi, Amsterdam 2000, 199-213
- Gisela Shaw, „Keine Chance, mich auf Distanz zu halten‘: Ruth Rehmann, the Reluctant Autobiographer“, in Merid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hg.), *Autobiography by Women in German*, Peter Lang, Oxford etc. 2000, 213-227
- Christa Wolf, „Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk“, in *Im Dialog. Aktuelle Texte*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1990